

Tagen Ludwigs XIV., ergaben. Der Anfang des Dreißigjährigen Krieges bringt Hoffnung auf Wiederherstellung der geraubten kirchlichen Rechte, das Ende sieht Hildesheim furchtbar verwüstet und die Rechte der Kirche endgültig geschmälert. Dennoch beginnt langsam in dem Verbliebenen eine rüstige Aufbauarbeit in Schulen, Kirchen und Klöstern. Es ist ein ergreifendes Bild, diese unverdrossene, mühselige Arbeit, eine Saat auf Hoffnung. Dabei hemmt die Auffälligkeit von Stadt und meist protestantischem Landadel; denn während sonst in dieser Zeit der Fürstenabsolutismus seinen Siegeszug beginnt, bleiben hier die Stände im Besitze ihrer Gewalt. Und von draußen sind die Welfenfürsten nur allzu begehrliche Nachbarn. Trotzdem trifft man auch im Hildesheimischen manche Spur von der großen Art der Fürsten jener Tage in Festen und Bauten. Aber auch Kirchen werden erneuert und erstehen. Unsere Geschichtsdarstellung wird fast zu einer Baugeschichte der kirchlichen Bauten in der Diözese. Die alte Zeit geht klanglos wie in den andern kirchlichen Fürstentümern zu Grabe. Eine fast tausendjährige Entwicklung voll Größe und Ehre wird gewaltsam zerbrochen.

„Aus jüngster Zeit“ heißt der letzte Teil des Bandes. Wir erleben die deutsche Kirchengeschichte mit all ihren Bewegungen von einem festen Punkte aus. Neuordnung der Diözese, Neueinrichtung der Pfarreien und der kirchlichen Anstalten auf dem neuen Boden, der schwierige Streit mit der Regierung über die Grenzen ihres Einflusses, in Schule und Ehegesetzgebung. Es kommt auch für Hildesheim der unselige Kulturkampf. „Ruinen des Kulturkampfes“ lautet bezeichnend ein Kapitel. Dennoch geht die Kirche innerlich gestärkt aus dem Kampfe hervor. Die reiche Übersicht über Missionsgründungen, Kirchenbauten, Pfarrerrichtungen, neue Klöster kündet von unerschöpfter Lebenskraft. — Das Werk gibt jedem Freund deutscher Geschichte reiche Ausbeute, aber in dem Freund des kirchlichen Lebens weckt es teilnehmende Liebe, in dem Sohn der niedersächsischen Diözese läßt es ein Stück Heimat erstehen.

Wir schließen mit den Worten des Verfassers (VI): „Hat das, was dargeboten ist, nur Denkmalswert? oder entspringen ihm neue Impulse zu fernem rastlosen Wirken für unseres Volkes höchste u. heiligste Güter? Daß die Erfahrungen und Beispiele einer großen Vorzeit belebend und anregend fortwirken, sei jeder heimischen Geschichtsforschung Edelfrucht.“

E. Böminghaus S. J.

Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten. Ihre Anfänge im Zeitalter des Humanismus und ihre Ausbildung zu selbständigen Disziplinen. Von Emil Clemens Scherer. gr. 8° (XXX u. 522 S.) Freiburg i. B. 1927, Herder. M 18.—, in Leinw. 20.—

Die bedeutende Arbeit Scherers behandelt im ersten Teil Anfänge und erste Entwicklung des Geschichtsstudiums vom Zeitalter des Humanismus bis zum Jahre 1648, im zweiten Teil das Geschichtsstudium an den protestantischen Universitäten 1648—1734, im dritten Teil die Kirchengeschichte als theologische Disziplin an den katholischen Universitäten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Daß der Verfasser, ein junger Elsässer Gelehrter, es an keiner Mühe hat fehlen lassen, beweisen allein schon die Verzeichnisse der benützten Handschriften und Bücher, sowie die systematische Zusammenstellung der zitierten Lehrbücher der Geschichte und Kirchengeschichte von den Anfängen bis ca. 1800. Das Resultat ist für die katholische Seite nicht günstig, zeigt sich ja hier die lange Zeit vielfach zu geringe Bewertung der positiven Disziplinen in dem katholischen Studienbetrieb und infolgedessen auch Mangel an Anerkennung des wirklich Geleisteten und fast gänzlich Fehlen von Monographien über die auf diesem Gebiete tätigen katholischen Gelehrten, während wir über protestantische Leistungen und Historiker zahlreiche monographische Arbeiten besitzen. Darin dürfte zum Teil ein Grund liegen, warum die Urteile des Verfassers über die katholische Seite stellenweise zu dunkel, über die protestantische Seite zu hell erscheinen.

Das Urteil über die wissenschaftliche Rückständigkeit der deutschen Katholiken würde doch wohl nicht so schwarz ausfallen, hätten wir eine quellenkritische Geschichte der wissenschaftlichen Bestrebungen des katholischen Deutschlands im 18. Jahrhundert nicht allein auf den Universitäten, sondern auch in den Studienhäusern der verschiedenen Orden; die „Stagnation“ und „Erstarrung der Scholastik“ des 18. Jahrhunderts dürfte sich als eine Fabel erweisen, hätten wir eine gründliche Monographie über die scholastische Theologie und Philosophie in derselben Periode; die schweren Vorwürfe gegen die Ratio studiorum würden wesentlich gemildert werden, hätten wir eine Geschichte der Einwirkung dieser Studienordnung in positiver und negativer Beziehung; das Unterrichtsmonopol der Jesuiten könnte dann auch leichter auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

Auf der protestantischen Seite hebt der Verfasser mit Recht als einen Mangel hervor: „Die Vorurteile gegen die geschichtliche Erscheinungsform der Kirche in der älteren und mittleren, die Voreingenommenheit für die Reformation und ihre Folgen in der neueren Zeit belasteten von vornherein alle diese Historiker und verdunkelten ihren Blick, wenn es sich darum handelte, die innern kausalen Zusammenhänge des kirchengeschichtlichen Geschehens im Laufe der Jahrhunderte zu sehen . . . kurz, wenn es sich darum handelte, zu einer wahrhaft pragmatischen Auffassung und genetischen Darstellung der Kirchengeschichte zu gelangen.“ Hier wäre wohl ein näheres Eingehen am Platze gewesen. Es würde gezeigt haben, wie diese unwissenschaftlichen Vorurteile nicht allein eine genetische Auffassung verhindern, sondern auch schuld sind, daß die protestantischen Kirchenhistoriker sich über alle sonst festgehaltenen Grundsätze der Methode und Kritik hinwegsetzen, sobald von der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen die Rede ist. „Eine Ausnahme“, meint Scherer, „machte in gewissem Sinne Johann Lorenz Mosheim, der, ausgerüstet mit der seltenen Fähigkeit, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit der vergangenen Jahrzehnte zu verwerten, wegweisend in die Zukunft ragt. Er hat es verstanden, sich in seinen kirchenhistorischen Werken fast ganz von der Dienstbarkeit der Polemik freizumachen.“ An den wirklichen Verdiensten Mosheims, der vielfach als „Vater der neueren Kirchengeschichte“ gepriesen wird, der nach Scherer „gleichsam zu einem Symbol der wissenschaftlichen Errungenschaften der verflorenen Jahrzehnte auf kirchengeschichtlichem Gebiet geworden“, soll hier nicht gerüttelt werden; aber ist nicht auch er ein Beispiel der unhistorischen Mißhandlung der katholischen Kirche und des völligen Versagens von Methode und Kritik bei Feststellung des Tatsächlichen aufseiten der ihm verhassten Kirche? „Im Grunde ist ihm“, so urteilt einer seiner neuesten protestantischen Verehrer, „mag er sich auch über die Persönlichkeit einiger Päpste günstiger äußern, das Papsttum als Institution ein Greuel. Es ist kaum das Resultat einer rein historischen Untersuchung, wenn er die Entstehung des Papsttums aus dem Heidentum herleitet (Inst. 294). . . . Heiligenverehrung, Alzeie, Bilder und Reliquiendienst sind für Mosheim nicht Religion, sondern Ausgeburten des Wahnsinns (Inst. 162). . . . Besonders die Mystik wird auf das allerschärfste verurteilt: sie ist etwas völlig Absurdes, eine pestis (Inst. 214 598).“ So Heussi,

Die Kirchengeschichtsschreibung Johann Lorenz von Mosheims (Gotha 1903) 58 ff. Methode und Kritik wird von Mosheim in besonderer Weise bei der Geschichte der Jesuiten völlig vergessen. In seinem 1755 erschienenen *Institutiones historiae ecclesiasticae* schöpfte er seine Kenntnisse über Ignatius und die Gründung der Gesellschaft Jesu vorzüglich aus einer feindlichen fabelreichen *Histoire de la Compagnie de Jésus*, die von einem Jansenisten 1741 in Utrecht herausgegeben wurde; die Moral der Jesuiten wird nach der gehässigen Satire Pascals und den feindlichen Auszügen Arnaulds (*La Morale pratique*) gezeichnet und kann so natürlich nur ein wüßtes Zerrbild ergeben. Die Kritiklosigkeit, mit der Mosheim gegen die Jesuiten verfährt, hat ihm ein deutscher Jesuit, P. Florian Bahr (langjähriger Rektor des Kollegs in Peking), in Bezug auf einen einzelnen Punkt, nämlich seine Behauptungen über die Jesuiten in China, ausführlich nachgewiesen. Er betont dabei, daß ein Mann wie Mosheim sich doch hätte hüten müssen, in durchaus unkritischer Weise sich auf die von Verleumdungen strotzenden *Memoiren* eines Norbert-Platel zu stützen. (Vgl. Bahr, *Allerneueste Chinesische Merkwürdigkeiten*, Augsburg 1758, S. 7 ff.)

Scherer feiert die Verdienste der Schule von Jena. Auch hier hätte die Rehrseite in Bezug auf die katholische Kirche wohl ein ausführlicheres Wort verdient. Als der Herzog von Sachsen-Weiz, Moritz Wilhelm, Weihnachten 1715 das katholische Glaubensbekenntnis nach der Form des Tridentinums abgelegt und dies 1717 öffentlich bekannt gegeben, verbreitete man ein überaus gehässiges Glaubensbekenntnis, das der Herzog abgelegt haben sollte. Der Herzog protestierte dagegen und befahl, an den ihm unterstehenden Orten das Pamphlet — es war das bekannte Ungarische Gluchformular — zu verbrennen. Der Magistrat von Plauen weigerte sich und verlangte bei erneuertem Befehl ein Gutachten der theologischen Fakultät von Jena, ob er in diesem Falle verpflichtet sei, dem Landesherrn zu gehorchen. Die Theologen von Jena verneinten diese Frage und erklärten das von Gotteslästerungen und Widersinn strotzende erdichtete Glaubensbekenntnis als „den Lehrrsätzen der katholischen Kirche ganz gemäß“. Der Biograph des Herzogs, der Jenaer Professor der Geschichte, Buder, lobt dieses Urteil als ein „kluges consilium“, und doch hätte auch nur ein Blick in den nächsten besten katholischen Katechismus sowohl die Jenaer

Theologen als auch Buder von ihrer beschämenden Kritiklosigkeit abbringen müssen.

Nach seinen großen Kenntnissen wäre Scherer ganz der Mann dafür, uns ein Werk zu liefern über die wissenschaftliche Rückständigkeit der protestantischen Universitäten und Gelehrten in Bezug auf die Geschichte der katholischen Kirche. Als wertvolle Ergänzung zu dem vorliegenden Werke würde es lehrreich sein für die Protestanten und Katholiken: für die Protestanten, um sie von ihrem großen Unrecht zu überzeugen, für die Katholiken, um ihnen mehr die Augen zu öffnen über dieses in seinen Folgen höchst unheilvolle Gebaren.

Kompendium der Kirchengeschichte.

Von Dr. Karl Heussi, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Jena. 6., neubearbeitete Auflage. gr. 8° (482 S.) Tübingen 1928. (1. Aufl. 1907—1909.)

Wohl das bedeutendste protestantische Kompendium der Kirchengeschichte ist dasjenige des Jenaer Professors Karl Heussi. Dasselbe erlebte innerhalb zweier Dezennien sechs Auflagen. Es zeichnet sich aus durch systematische Gliederung, Anführung der gesamten neuesten Literatur und vornehme Darstellung. In Bezug auf die Geschichte der Jesuiten kann ihm aber der Vorwurf wissenschaftlicher Rückständigkeit, was Quellenkunde und Quellenkritik betrifft, nicht erspart werden. J. B. heißt es bei der Verfassung des Ordens S. 278: „Die begabtesten Scholastiker erhielten nach ca. 15 Jahren die Priesterweihe und wurden in die Klasse der geistlichen Koadjutoren aufgenommen, von diesen rückten nur die merklich Bewährten frühestens mit 45 Jahren in die Klasse der Professi auf.... Die weniger befähigten Novizen wurden überhaupt nicht zum Eintritt in die geistliche Laufbahn zugelassen, sondern als weltliche Koadjutoren zu Verwaltungsgeschäften usw. verwendet.“ Von diesen Behauptungen steht in den Konstitutionen nichts.

Von dem „politischen Zweck“ der Gesellschaft, „Herstellung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche“, wird S. 279 behauptet: „Alle Mittel, die diesem höchsten Zwecke dienen, galten als erlaubt, auch Intrige und Hinterlist.“ „Verüchtigt wurde die fast maßlose Anpassung der Jesuiten an die Schwächen der Menschen, an die heidnischen Vorstellungen und Gebräuche auf dem Missionsgebiet.“ Diese Darstellung ist wesentlich unrichtig, wie auch S. 296 die Definition der *Sententia probabilis* und der *Reservatio mentalis*, die den Autor

zu dem Urteil verleitet: „daß diese Moraltheologie eine große Oberflächlichkeit des sittlichen Empfindens erzeugte, ist unbestreitbar.“ Die Jesuiten machten es noch schlimmer durch ihre Wirksamkeit. S. 97 heißt es: „Besonders verhängnisvoll wirkten die Jesuiten durch die gewagteste Ausbildung des Probabilismus, ferner durch Pflege kraßer Superstition, durch Steigerung des Sakramentarismus (!), des Heiligen- und Reliquienkultes, des Wunderglaubens.“

Für die Entwicklung des „stark verweltlichten Jesuitenordens“ im 18. Jahrhundert werden Handelsgeschäfte und hartnäckige jahrzehntelange Unbotmäßigkeit gegen die Kurie im Streit über die Riten geltend gemacht; bei der Katastrophe fielen die Jesuiten als Hüter des Aberglaubens und abgesagte Feinde alles Fortschritts (S. 357). Das wird dann u. a. erläutert durch das abgedroschene Märchen von der „bewaffneten Erhebung der Jesuiten in Paraguay gegen die Portugiesen“, und die ebenso unrichtige Behauptung: „Das Breve der Aufhebung fand allenthalben freudige Zustimmung, selbst in dem Österreich Maria Theresias.“

Staat und katholische Kirche in Württemberg in den Jahren 1848—1862.

Von Dr. August Hagen. Zwei Teile. (Kirchenrechtliche Abhandlungen von Stuß, 105.—108. Heft.) 8° (X u. 272 und VI u. 334 S.) Stuttgart 1928, Enke.

Diese überaus gründliche, auf der gesamten gedruckten Literatur und den Akten der verschiedenen württembergischen Staatsarchive und des Bischöflichen Ordinariatsarchivs in Rottenburg beruhende Studie ist die erste genaue historische Darstellung der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat in Württemberg während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; sie bietet gerade in der jetzigen Zeit der Konkordatsverhandlungen reiche Belehrung. Alle diesbezüglichen Fragen: Recht des Bischofs, Erziehung des Klerus, theologische Fakultät, Schule, Dotation, Orden usw., finden hier eingehende Erörterung, je nach den verschiedenen Standpunkten der Protestanten, der deutschen Katholiken, der römischen Kurie, Papst, Antonelli und der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten. Letztere „durchkreuzte mit ihren zum Teil recht wirklichkeitsfremden Gutachten nicht selten die Pläne der Diplomaten, und ohne die rastlosen Bemühungen des Kardinals Reisch, des Kardinalstaatssekretärs (Antonelli) sowie ohne die Intervention des Heiligen Vaters (Pius IX.) wäre man (bei der

Konvention von 1857) fast ohne praktisches Resultat wieder auseinandergegangen" (1, 255). Wirklichkeitsfremd war auch zum Teil das Verhalten einer Gruppe übereifriger Katholiken in Württemberg, die nach dem Bekanntwerden der Konvention die allzu große Nachgiebigkeit des Heiligen Stuhles bekämpfte. „Aber die ganze Aktion krankte an dem Fehler, daß man die Macht des Protestantismus und die antirömischen Vorurteile unterschätzte und die Kunst der Mäßigung nicht verstand" (2, 102). Die Vorurteile der Protestanten steigerten sich, gerade wie heute bei den verschiedenen Konkordatsverhandlungen, zur fieberhaften Angst. „Man erblickte in der Schwächung der Staatsgewalt auch eine Schwächung der Position des Protestantismus. Die zahlreich geäußerten Befürchtungen verdichteten sich zur Angst vor einer Gegenreformation durch die aggressive römische Kirche (Propaganda, Inquisition, Jesuiten), welche nichts an der Anrufung der Waffengewalt eines fremden Herrschers im Falle der Vertragsuntreue der württembergischen Regierung hindere, um so Land und Volk noch einmal den Greueln des Dreißigjährigen Krieges auszuliefern. So wäre also eine Zustimmung zur Konvention ein Verrat an den Gütern der Reformation" (2, 98). Unter den Gründen für diese „tiefstehende Polemik“, wodurch „die antikatholischen Instinkte sich so leicht aufpeitschen ließen und hemmungslos austobten“, bezeichnet der Verfasser an zweiter Stelle „den einseitigen Geschichtsunterricht“. Mit vollem Recht. Dieser Ubelstand mußte im Interesse des konfessionellen Friedens und der nationalen Einheit mehr als bisher beachtet und bekämpft werden. Die Furcht der Protestanten steigerte sich bis zur Angst vor der Konversion des Königs, der dagegen öffentlich auftreten mußte; dieselbe Furcht durchzitterte die Verhandlungen in der Kammer, wo man beim Wegfall der staatlichen Umklammerung der katholischen Kirche den Untergang des Protestantismus verkündete. Die viel gepriesene protestantische „Selbstesfreiheit“ entpuppte sich hier als Rückständigkeit und Feigheit. Noch besondern Wert erhält Hagens Studie durch die im Anhang (2, 212—310) abgedruckten wichtigen Aktenstücke von 1847 bis 1862.

Märkisches Bildungswesen vor der Reformation. Von Dr. Karl Heinrich Schäfer, Reichsarchivrat. Mit 22 Abbildungen. 8° (126 S.) Berlin C2 1928, Verlag der Germania.

Der Kenner der mittelalterlichen Kirchen und Stifte beschenkt uns hier mit einer ein-

dringenden Studie über den Bildungsstand der Mark im Mittelalter. Er weist diesen nach durch die Zahl der märkischen Universitätslehrer und Akademiker (aus den verschiedenen Matrikeln), durch die Leistungen der Zisterzienser, Dominikaner, Franziskaner, Prämonstratenfer und Stiftsherren, durch die Predigt, Pfarrgeistlichkeit und die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg. Ein besonderes Kapitel ist den Schulen gewidmet: Stoff und Methode des Unterrichts, die Lateinschulen in den Bistümern Brandenburg, Havelberg, Halberstadt, Lebus, Kammin und Meißen, endlich die Dorfschulen in der Mark. Viele irrige Urteile, z. B. das von Moehsen über die Faulheit und Unwissenheit der Zisterzienser, und Fabeln werden berichtigt, so z. B. die Greuelgeschichte von dem katholischen Pfarrer in einem Dorfe der Altmark, der von den protestantischen Visitatoren um 1540 gefragt worden, von wem Christus als Mensch geboren worden sei. In seiner Unwissenheit habe er geantwortet: von Pontius Pilatus; von der Jungfrau Maria, der Mutter des Herrn, habe er nichts gewußt. So lehrte man bis in die jüngste Zeit in manchen Kreisen über das deutsche Mittelalter, um es lächerlich zu machen. In Wirklichkeit war jener angebliche Pfarrer einer von den Handwerksgefelln gewesen, welche nach Vertreibung der Priester in deren Stelle kamen. Auf die Gewalttätigkeiten und Kulturfeindlichkeit der Reformation fällt manches Licht. Kurfürst Joachim II. verspricht in einer merkwürdigen Urkunde von 1549 feierlich, die beiden Bistümer Brandenburg und Havelberg bei all ihren Gerechtigkeiten, Gütern usw., wie vor alters, zu erhalten und zu beschützen, ebenso wie das Kloster Zinna. Der Kurfürst hat sein feierliches Versprechen alsbald gebrochen. Seinen kaum achtzehnjährigen Sohn Friedrich († 1552) und seinen achtjährigen Enkel ließ er nur als Scheinbischöfe in Aussicht nehmen: das ganze Bistum, wie das Bistum Brandenburg und Kloster Zinna nebst andern Klöstern wurden mit allen Gütern rücksichtslos der Kirche geraubt und nach dem Ausdruck eines protestantischen Forschers „stillschweigend mit den kurfürstlichen Tafelgütern konsolidiert“. An den herrlichen Schöpfungen der mittelalterlichen Kunst, an den Domen, Pfarr- und Klosterkirchen vergriff man sich in kulturfeindlicher Bilderstürmerei.

Von dem Dom in Havelberg, der nach Einführung der Reformation von „papistischen Heiligenbildern gereinigt“ wurde und dessen kunstvolle Wandmalereien übertüncht wurden, bemerkt ein protestantischer Pastor: „Fast

will's uns mit leiser Wehmut das Herz beschleichen, daß nur noch Trümmer von verschwundener Herrlichkeit zeugen, und dem Sachmann mag in der Tat sein Herz bluten, wenn er den Schreul der Verwüstung an heiliger Stätte sieht." Und die Folgen? Bis zum 19. Jahrhundert kein neues Gotteshaus zu den vom Mittelalter überkommenen! Vollständiger Stillstand der kirchlichen Neubauten und ungehemmter Verfall vieler mittelalterlichen Sakralschöpfungen. Nun hatten auch Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker nichts mehr für den „göttlichen Dienst“ zu tun, sie mußten den Landesfürsten verherrlichen oder fristeten oft ein kärgliches Dasein in dürftigen Aufträgen für Wirts- und Rathäuser und einzelne reiche Bürgerfamilien. Für die fürstlichen Gewalttaten bei Einführung des Umsturzes, Einkerkierung und Vertreibung der treugebliebenen Mönche, Priester und Nonnen, den empörenden Kirchen- und Kloosterraub bieten die Anmerkungen mit ihren reichen Literaturangaben (besonders S. 110 ff.) zahlreiche urkundliche Belege.

Liber Memorialis ord. Fratr. Min. S. Francisci Capuccinorum quarto iam pleno saeculo ab ordine condito (1528—1928) editus iussu Ministri Generalis R^{mi} P. Melchioris a Benisa in supplementum ad vol. XLIV Analectorum ordinis. Fol. (XVIII u. 430 C.) Romae 1928 apud curiam generalem Via Boncompagni 71.

Dieses mit vielen Abbildungen geschmückte Gedenkbuch ist ein Ehrendenkmal für den populärsten aller Orden der katholischen Kirche, den der Kapuziner. Die vierhundertjährige Geschichte des Ordens erhält hier allseitige durchaus zuverlässige Beleuchtung. Die Einleitung gibt den Wortlaut der Glückwunschschreiben des Papstes, der Kardinäle und Ordensobern, unter letzteren auch das des Jesuitengenerals P. Ledóchowski, der u. a. die innige Freundschaft zwischen den beiden Orden betont und zur Dankagung 400 heilige Messen verspricht. Der erste französisch geschriebene Aufsatz über das Apostolat der Kapuziner stützt sich wie die übrigen Aufsätze auf eine sehr reiche Literatur. Er läßt an uns vorüberziehen die rastlose Arbeit der Kapuziner auf der Kanzel, am Krankenbett, in den Gefängnissen, auf den Galeeren und Schlachtfeldern, bei den Sklaven und in den überseeischen Missionen: ein viel zu wenig gekanntes Bild christlicher Kulturarbeit und heroischer Caritas. Die Statistik erweist bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein stetiges Anwachsen: 21 000 um

1650, 28 000 um 1712, 32 000 um 1754 mit mehr als 1700 Niederlassungen. Der folgende italienisch geschriebene Aufsatz der ersten Konvente der Kapuziner zeigt die außerordentlichen mit der Loslösung vom alten Mutterorden naturgemäß verbundenen Schwierigkeiten der ersten Zeiten. Diese erhalten noch hellere Beleuchtung in dem lehrreichen deutschen Aufsatz: Die Studien im ersten Jahrhundert des Kapuzinerordens. Der Verfasser verbreitet sich zuerst über die beiden Richtungen im Franziskanerorden: Begeisterung für die Studien und schroffe Ablehnung im Interesse der Einfachheit und Demut. Bis tief ins 15. Jahrhundert hinein betrachteten viele Brüder die Studien als ein Übel, das man unbedingt vom Orden fernhalten müsse. Insbesondere gab es in Italien weite Observantenkreise, welche eine erneute Reform des Ordens für nötig erachteten und die Einschränkung oder gar Unterdrückung der wissenschaftlichen Studien als einen der wichtigsten Reformpunkte ansahen. Aus diesen Kreisen gingen die ersten Kapuziner hervor (S. 83). Ein sehr angesehener gelehrter Kapuziner meinte, die Gründung von Studien würde den Ruin des Ordens zur Folge haben: „Unser Orden ist so sehr auf der Einfachheit gegründet, daß er, falls diese Einfachheit verschwindet, nicht mehr der Orden des Seraphischen Vater sein kann. Die Studien haben jederzeit den Orden ruiniert“ (S. 93 f.). Durch das Konzil von Trient erfuhr diese einseitige Ansicht eine Korrektur, die dann auch bei den Kapuzinern mehr Eifer für die Studien zur Folge hatte. Die vielfach auf Archivalien gestützten Ausführungen im einzelnen ergeben einen höchst interessanten Beitrag zur Geschichte der theologischen Studien. „Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Scholastik ein Bollwerk für die Kirche gegen die Häresie sei, wahrlich, diese gegnerischen Wutausbrüche (Luthers und Melanchthons) hätten ihn deutlich erbracht. So begreifen wir, daß die Kapuziner, welche damals bereits in den vordersten Reihen der kirchlichen Reformkreise standen, sich seit 1575 offiziell für die Pflege der heiligen und scholastischen Theologie aussprachen.“ Was der Verfasser über den „Unfug“ der Sacerdotes simplices, Priester ohne Studien, und das viele Jahre andauernde Verbot der Spendung des Fußsakraentes an Weltleute beibringt, ist sehr interessant. Die Bibliotheca Scriptorum Ord. Min. Capuccinorum vom Jahre 1680 und 1747 weisen zahlreiche gelehrte Werke auf, die wir den Kapuziner-Lektoren verdanken. Von den folgenden Aufsätzen sei noch hervor-

gehoben der spanisch geschriebene „Einfluß der Kapuziner-Reform auf die Art der Darstellung des hl. Franziskus in der Malerei“. Die zahlreichen Bilder von Cimabue, Guido Reni, Murillo, Rubens und vieler anderer hervorragender Maler erläutern die These, daß fast alle Maler den hl. Franziskus im Habit der Kapuziner darstellen. Dabei wird auch mit Lob gedacht der so beifällig aufgenommenen Arbeit von Kunz-Federer, Der hl. Franz von Assisi, die bereits 1924 in dritter Auflage im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst (München) erschienen ist. Eine Übersicht über die Heiligen und Seligen aus dem Kapuzinerorden, die jetzige Tätigkeit in den überseeischen Missionen, eine genauere Statistik (im Jahre 1927 wieder 11 104 Mitglieder) und der Originaltext der ersten Konstitutionen von 1536 und 1552 schließen das sehr lehrreiche für die Ordensgeschichte hoch bedeutsame Gedenkbuch.

Bernhard Duhr S. J.

Sozialwissenschaften

Grundriß der deutschen Statistik.

Von Dr. Johannes Müller. Band I: Theorie und Technik der Statistik. gr. 8° (XIV u. 294 S.) Jena 1927, Gustav Fischer. M 14.—, geb. 16.— Band II: Deutsche Wirtschaftsstatistik. gr. 8° (XII u. 383 S.) Ebd. 1925. M 16.—, geb. 18.— Band III: Deutsche Bevölkerungsstatistik. gr. 8° (VIII u. 280 S.) Ebd. 1926. M 12, geb. 14.— Band IV: Deutsche Kulturstatistik. gr. 8° (VIII u. 406 S.) Ebd. 1928. M 16.—, geb. 18.—

Wir haben in dieser Zeitschrift (93, 329 ff.) das große Lehrbuch der Statistik „Statistik und Gesellschaftslehre“ von Georg von Mayr angezeigt, das im Jahre 1917 vollendet wurde und vor wenigen Jahren (1922 — 1926) teilweise in zweiter Auflage erschienen ist. Dies Werk wurde mit Recht im Inland und Ausland als ein Standardwerk der statistischen Wissenschaft angesehen. Es mußte daher gewagt erscheinen, schon bald nach Abschluß des Mayrschen Werkes eine neue Darstellung des Gesamtgebietes der Statistik zu veröffentlichen, um so mehr als in den letzten Jahren mehrere kürzere Grundrisse der Statistik herausgegeben wurden, die zur Einführung in das Studium der Statistik und zur Orientierung über die Hauptprobleme dieser Wissenschaft als ausreichend angesehen werden können. (Besonders sei hier hervorgehoben der Grundriß der Statistik von Zizek, München u. Leipzig 1923). Der Direktor des thüringischen Statistischen

Landesamtes, Dr. Johannes Müller hat es gleichwohl unternommen, in rascher Folge in den Jahren 1925—1928 eine vierbändige Gesamtdarstellung der Statistik herauszugeben. Der Verfasser nennt sein Werk „Grundriß der deutschen Statistik“, aber an Umfang (1363 S.) steht es hinter den großen Lehr- und Handbüchern der Statistik kaum zurück.

Die Bezeichnung „Grundriß“ wurde gewählt, um den Zweck anzudeuten, den der Verfasser mit seiner Veröffentlichung in erster Linie verfolgt. Sie soll vor allem dem statistischen Praktiker dienen und berücksichtigt daher auch mehr, als das sonst in statistischen Lehrbüchern der Fall zu sein pflegt, die Technik der statistischen Erhebungen. Das ist ein großer Vorzug dieses Werkes, der es zu einem sehr brauchbaren Hilfsmittel macht für alle, die in der Staats- und Kommunalverwaltung oder in Privatunternehmungen sich berufsmäßig mit Statistik abgeben müssen, aber nicht in der Lage sind, sich durch regelrechtes akademisches Studium fachmäßig für die Statistik auszubilden. Das ist heutzutage ein ziemlich ausgedehnter Kreis von Menschen. Viel größer noch und stetig wachsend ist aber in unserer Zeit die Zahl derjenigen, die zwar nicht ständig und hauptberuflich, aber doch recht häufig und in sehr wichtigen Angelegenheiten die Statistik zu Rate ziehen und statistisches Material als Unterlage für ihre Pläne und Projekte benutzen müssen. Man denke z. B. an Beamte in anderen Berufsgattungen, Parlamentarier, Stadtverordnete, Journalisten, Leiter großer wirtschaftlicher Betriebe. Für alle diese und noch viele andere wäre es von großem Nutzen, wenn sie die amtlichen statistischen Veröffentlichungen und privaten Zusammenstellungen richtig zu werten und zu benutzen verständen. Dafür ist aber neben einer gewissen systematischen Anleitung auch ein Einblick in die Technik der statistischen Erhebungen und eine Orientierung über die amtlichen Quellenwerke, Jahrbücher, Zeitschriften und die private statistische Literatur erforderlich. In allen diesen Beziehungen tut der Müllersche Grundriß gute Dienste. Dem praktischen Zwecke entspricht die Reichhaltigkeit des beigegebenen Zahlenmaterials, der Zählungsformulare und der graphischen Darstellungen. Andererseits verzichtet der Verfasser mit Recht im allgemeinen auf die Anwendung der höheren Mathematik, die sich in der statistischen Praxis in den meisten Fällen entbehren läßt und die für die Mehrzahl der Leser die Benutzung des Grundrisses nur erschweren würde. Auch bezüglich der Literaturangaben hat sich der Verfasser Beschränkungen